

Zum Geleit! *Die Heimat ruft: In Namen, Bildern, Zeilen
wird sie im Geist an euch vorüberziehen,
daß ihr ein wenig stille sinnt und lauscht
auf das, was diese schlichten Blätter sagen
von Menschentaten und vergangen Tagen . . .*

So, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, beginnt *Otto Kipp*, ein inzwischen verstorbener Ditzinger Bürger, sein Gedicht aus Anlaß der Herausgabe der «Ditzinger Geschichtsblätter», die am 24. Oktober 1924 erstmals herausgegeben wurden. Auf Seite 220 unseres neuen Heimatbuches hat dieses schöne Gedicht einen würdigen Platz gefunden.

Was wollten die Herausgeber jener Ditzinger Geschichtsblätter damals bewirken? Diese Blätter sollten, wie zu lesen ist, «hineinflattern in jedes Heim, um die Schönheiten und geschichtlichen Ereignisse unseres Heimatortes Ditzingen jedem kundzutun».

Es blieb bei jener denkwürdigen Nummer 1 der Geschichtsblätter vom Jahre 1924. Heute wollen wir anknüpfen an jener Tradition und wollen es wagen, in einer Zeit der hochentwickelten Technik, im Zeitalter der Computer, in Zeiten allgemeinen Umbruchs, aber auch in einer Ära vieler unbewältigter Probleme unseres menschlichen Zusammenlebens dem Heimatgedanken und Heimatbewußtsein neuen Auftrieb zu geben mit neuen, ebenfalls schlichten, Blättern, die gar keinen Anspruch auf besondere Würdigung erheben, sondern die einfach da sind, um von denjenigen gelesen zu werden, die sich dafür interessieren.

«Ditzinger Heimatblätter» haben wir sie genannt. Ein heimatkundlicher Arbeitskreis Ditzinger Bürger war es, der sie entstehen ließ, und der sich auch künftig mit Unterstützung der Stadt darum bemühen wird, daß sie uns in zeitlich loser Folge immer wieder einmal zugehen. Dafür herzlichen Dank!

Das 1200jährige Bestehen unseres Gemeinwesens Ditzingen ist äußerer Anlaß für die Herausgabe der Nummer 1 im Spätsommer 1969. Und nun ein herzliches Glückauf den Ditzinger Heimatblättern! Mögen sie dazu beitragen, das Interesse an Vergangenheit und Gegenwart unserer Heimat Ditzingen zu wecken, und mögen sie ein zusätzliches Bindeglied sein, uns Ditzinger in dem Bewußtsein unserer gemeinsamen Heimat Ditzingen zu vereinen.

Bürgermeister Scholder

Ditzingen, im Sommer 1969

1200 Jahre Ditzingen – 1200 Jahre Hirschlanden

Sagen wir es ganz konkret: nicht der Raum einer jungen Stadt, nicht eine Arbeiterwohngemeinde waren es, die 769 in das Licht der Geschichte traten, sondern Ackerland schenkte im Jahre 769 ein gewisser Lantbold an das Kloster Lorsch.

Was war Lorsch damals, so werden manche fragen?

Das Kloster Lorsch an der Bergstraße war *das* karolingische Hauskloster, ihm (oder genauer: den dort verwahrten Reliquien des hl. Nazarius) Besitz zu schenken, hieß sowohl ein gottgefälliges als auch ein dem weltlichen Herrscher schmeichelndes Werk zu tun. Für den Schenker war mit seiner Gabe eine Freistellung vom Wehrdienst verbunden, so daß wir hier ruhig von einem Kompensationsgeschäft reden können, das beiden Seiten nur zum Vorteil gereichen konnte.

In Lorsch selbst wurden die Schenkungen auf das sorgfältigste verzeichnet. Jahr, Monat und Tag durften nicht fehlen. Freilich sind die originalen Aufzeichnungen verlorengegangen, doch im ausgehenden 12. Jahrhundert stellte das Kloster in einer Handschrift, dem Codex Lareshamensis, seinen einstigen, in der Zwischenzeit zum großen Teil wieder verlorengegangenen Besitz zusammen. Dieser «Lorscher Codex», der heute im Hauptstaatsarchiv München verwahrt wird, ist die Fundgrube unserer 1200-Jahr-Feiern landauf, landab.

Für Ditzingen und Hirschlanden heißt der Schenker Lantbold. Wer er war, woher er kam, wissen wir nicht. In Hirschlanden sind es 8 Huben, in Ditzingen 4, die er zusammen mit 8 Leuten dem Kloster an der Bergstraße überantwortet. Weil dies auf das Datum des 2. Oktober eingetragen ist, feiern die beiden Gemeinden ihre Jubiläumstage Mitte September.

Bis hierher unterscheiden sich die 1200-Jahr-Feiern von Ditzingen und Hirschlanden kaum von denen anderer Gemeinden. Auch die Fortsetzung dieser Schenkung von 769 hält sich im üblichen Rahmen: 772, also drei Jahre später, schenkt Lantbold zusammen mit einem Rupert in beiden Orten noch mehr Besitz, außerdem kommen nochmals zehn Leute dazu, die dem Kloster Lorsch übergeben werden; 777 wiederholt es sich wieder, drei Güter mit ihren Gebäuden wechseln den Besitzer. Ein neuer Schenker, Ascher mit Namen, tritt ebenfalls in beiden Orten als Schenker auf, und 786, d. h. genau 17 Jahre nach der ersten Schenkung, wird die Kirche in Hirschlanden dem Kloster Lorsch überlassen, das nunmehr die seelsorgerlichen Verpflichtungen in Hirschlanden zu übernehmen hat.

Doch *eine* Besonderheit haben diese ersten 17 Jahre der Schenkungen an Lorsch aufzuweisen: sie erfolgen nicht in einem Ort, sondern (mit Ausnahme der Hirschlander Kirche) stets in Hirschlanden *und* in Ditzingen, wobei die Reihenfolge unverändert das heutige Dorf der heutigen Stadt voransetzt. Insofern geht die Geschichte vor 1200 Jahren doch andere Wege als anderswo. Wie ist dieser enge Zusammenhang zu erklären?

Wir haben uns bei all den 1200-Feiern schon an den Gedanken gewöhnt, daß die jeweiligen Orte älter als 1200 Jahre sind, denn eine

Ich gedenke vergangener Zeit

Jugenderinnerungen eines Ditzingers
aus der Jahrhundertwende

Von Konrektor Eberhard Epple, Calw

*Ich träum' als Kind mich zurücke
und schüttle mein greises Haupt;
wie sucht ihr mich beim, ihr Bilder,
die lang ich vergessen geglaubt!*

Diese elegische Strophe des deutsch-französischen Dichters Adelbert von Chamisso bringt zum Ausdruck, was mich, nun in der Mitte meines achten Lebensjahrzehntes stehend, mehr und mehr bewegt. Und ich nehme deshalb die Feder zur Hand, diese mich so stark bewegenden Gedanken, meine Jugenderinnerungen, zu Papier zu bringen. Vielleicht ist es in späteren Jahrzehnten für einen Ditzinger Bürger von Interesse, etwas über das Leben in Ditzingen aus der Zeit um die Jahrhundertwende und vor dem ersten Weltkrieg und damit auch vor der großen technischen Zeitenwende zu erfahren, die das Leben nicht nur Ditzingens, nicht nur Deutschlands und nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt, vor allem in den technisch zurückgebliebenen Ländern und Erdteilen von Grund aus umgestaltet.

Geboren am 14. Juli des Jahres 1893, am Tage des Krämermarkts, dessen Gedudel und Geschrei vor unserem Hause in der Marktstraße, wie auch die Orgelmusik des Karussells drunten in der Bauerngasse die Begleitmusik für die in den Wehen liegende Mutter bildete. Es war ein Knabe, der endlich das Licht der Welt erblickte, der erste nach vier Mädchen, von denen eines tot geboren war. Die Freude im Hause war groß, besonders auch für den Vater, der wegen des Marktgeschäftes für die Mutter in ihrer Wehennot wenig Zeit gehabt hatte, mußte er doch Laugenbrezeln und Laugenwecken für die Marktbesucher backen, die sich an den Ständen vor dem Hause stauten und gerne einen Groschen für vier Brezeln springen ließen, denn am Markt galt der Grundsatz: «Zwei om fenf, vier om zaa, billicher ka mers nemme gaa».

Nun war also in dem «Dreimädelhaus» ein Bube, ein Stammhalter angekommen und er erhielt, es gab keinen Zweifel, den Namen des Vaters, Großvaters und Patenonkels des Großvaters Eberhard, der Vierte dieses Namens in der Geschlechterreihe. Die verzweigte Familie Epple im Dorfe machte es sich zur Ehre, diesen damals seltenen Vornamen jeweils dem Erstgeborenen in der Familie zu geben.

Es war der heiße Sommer 1893, von dem noch viele Jahre gesprochen wurde. Das Gras verdorrte auf den Wiesen, die Quellen wollten versiegen, die Glems war zu einem armseligen Wasserlein geworden, die Futternot bei den Bauern war übergroß. In den waldbesitzenden Nachbar-

dörfen Gerlingen und Weilimdorf trieb man das Vieh in den Wald, damit es dort das Laub von den Bäumen fressen konnte. Landauf, landab wurde das Vieh zu Schleuderpreisen verkauft, um wenigstens den verringerten Bestand bis zum kommenden Frühjahr durchzubringen. Dafür gab es in diesem Sommer Wespen in Menge; sie hatten auch, angelockt durch die Zuckerlesstände vor unserem Haus, meiner Mutter in ihrer Not gar zu dringliche Besuche gemacht.

Die Freude im Hause über den ersten Buben, so groß sie war, sollte aber schon nach wenigen Monaten in große Sorge umschlagen, denn es stimmte nicht mit der Lunge des Kleinen; sie mußte verschleimt sein. Die besorgten Eltern fanden aber bei verschiedenen Ärzten keine Hilfe und entschlossen sich, das immer schwächer werdende Kind zur Behandlung ins «Olgäle», dem bekannten Kinderkrankenhaus nach Stuttgart zu bringen. Was mögen sie in dem Vierteljahr, während dem der Kleine dort lag, an notvollen Sorgen ausgestanden haben. Hilfeflehend habe er der Mutter bei ihren Besuchen die Ärmchen entgegengestreckt, so daß sich die Eltern entschlossen, ihr Kind mit nach Hause zu nehmen. Sterben konnte es auch zu Hause. Aber wenn die Not am größten, ist oft Gottes Hilfe am nächsten. Irgend eine Mutter riet dazu, Dr. Zeller in Ludwigsburg aufzusuchen. Der wußte gleich ein gutes Mittel, die Lunge von ihrer Verschleimung zu befreien und zusehends löste sich der Schleim und befreite die Lunge, und zusehends begann der Bube zu gesunden und sich zu entwickeln. Nach weniger als zwei Jahren gab es wieder einen Buben in der Familie, ein kräftiges Kind, das den Namen Karl erhielt.

Damals war es üblich, die kleinen Buben bis ins dritte Lebensjahr hinein mit Röcken zu kleiden, und wenn es dann die ersten Hosen gab, war der Stolz groß. Eine meiner frühesten Erinnerungen hängt mit einer Hosengeschichte zusammen. Die Mutter hatte sich etwas Besonderes ausgedacht, sie kaufte mir Pump-hosen, Pluderhosen, wie sie damals in den Städten Mode gewesen sein mögen. Aber ich weigerte mich standhaft, ein solches, für unser bäuerliches Ditzingen unmögliches Kleidungsstück zu tragen. Meine zornigen Tränen bewirkten, daß man sie mir wieder auszog. Wo sie dann letztlich ihre Verwendung fanden, weiß ich nicht mehr. Dagegen war ich sehr stolz auf meinen ersten Mantel, einen Havelock, mit seinem vornehmen Schulterüberwurf, wie ihn der Ditzinger Doktor, für uns Kinder eine große Respekts-person, trug.

In Erinnerung geblieben ist mir auch, daß die Mutter eines Tages sagte: «Gehst zum Schuhmacher Kocher in d'Kreuzergaß und läßt dir ein Paar Stiefel anmes-

Schenkung an ein Kloster setzt das Vorhandensein eines Ortes voraus, er muß also älter sein. Hier führt ja die Namenforschung weiter, denn sie kann nachweisen, daß Ditzingen z. B. als ein auf -ingen auslaufender Ortsname schon der frühen alemannischen Besiedlung zuzuweisen, also wesentlich älter als 1200 Jahre anzusetzen ist. Doch wie steht es mit dem auf -landen auslaufenden Hirschlanden?

Hirschlanden, das in den ältesten urkundlichen Belegen Hirslanden lautet, setzt sich als Name aus zwei Bestandteilen zusammen: -landen ist die Mehrzahlform von Land (heute würden wir Länder dazu sagen). Diese Bezeichnung Land bzw. ihre Mehrzahl haftet in unserer Heimat an bebautem Boden und auf solchem darf man sich die Hirse als Anbauprodukt vorstellen. Mit anderen Worten war dieser Hirseanbau in der damaligen Zeit so auffällig, daß der Name, zuerst als Flur- dann übertragen als Ortsname, entstanden ist.

Auffällig ist aber auch die Lage des Ortes, denn an Hirschlanden führten in vergangenen Jahrhunderten alle Wege vorbei, während sie in den Nachbardörfern Ditzingen, Höfingen, Hemmingen, Heimerdingen und Schöckingen gleichsam als Wegespinnen den Mittelpunkt suchen.

Einer weiteren Auffälligkeit sind wir auf der Spur, wenn wir die Form der Ortsmarkungen betrachten. Die auf -ingen endenden Orte haben die abgerundete Markung, während Hirschlanden als einziger alter Ort weit und breit eine Markungsform aufweist, die man bei einer Länge von 5 km und einer Breite von nur 1,5 km als Handtuchform ansprechen möchte. Alle diese Indizien zusammengenommen, also Ortsname, Lage des Ortes und Handtuchform der Markung, lassen Hirschlanden als ein irreguläres Gebilde erscheinen, für das wir eine Erklärung suchen müssen. Diese Erklärung ist gar nicht so einfach, aber sie läßt sich finden. Dabei müssen wir versuchen, Indizien zu finden, die uns auf die Spur führen.

Indiz Nr. 1 würde etwa so lauten:

Alle Nachbarorte von Hirschlanden, besonders aber Ditzingen, sind alemannische Siedlungen, die nach dem Einfall der Franken zu Grenzorten geworden sind. Ausgerechnet die kleine Glems wurde zur Grenze, was sich heute hier noch an beiden alten Kirchen ablesen läßt. Sie heißen Konstanzer und Speyrer Kirche, weil sie einst im Mittelalter diesen beiden Bistümern zugeteilt waren. Die Zerschneidung des *einen* Ditzingen durch zwei Bistümer führt auf die Zeit der scharfen Trennung von Alemannen und Franken zurück.

Unser Indiz Nr. 2 baut darauf auf:

Im frühen 8. Jahrhundert werden die Spannungen zwischen den beiden Stämmen stärker. Mehrere kriegerische Aktionen seitens der fränkischen Hausmaier brachten keinen Frieden, im Gegenteil: die Alemannen erhoben sich stets nach Abzug der fränkischen Truppen aufs neue. Das aber bedeutet für unsere beiden Orte: hier war, modern gesprochen, eine heiße Grenze, die in den Jahrzehnten zwischen 700 und 750 ständig ausgebaut werden mußte, damit keine Gegenaktionen der Alemannen möglich waren. Das Land hinter der Grenze mußte mit Menschen besetzt werden, denen die Franken rückhaltlos vertrauen konnten, denn die alemannische Urbevölke-

rung bot dafür keine Gewähr. Was liegt näher als nun anzunehmen, daß von den Franken ihre Leute in dieses Hinterland der Grenze geworfen wurden, allerdings nicht in die altalemannischen Dörfer, sondern in neue Siedlungen? Daraus leitet sich als Indiz Nr. 3 folgende Überlegung ab:

Hirschlanden ist eine fränkische Ausbausiedlung des frühen 8. Jahrhunderts. In diese Zeit weist der zum Ortsnamen erhobene Flurname Hirslanden, der übrigens für alle -landen-Orte der Umgebung, z. B. Bonlanden, den ersten Beleg für sein Aufkommen abgibt.

Hier dürfen wir einschieben, daß Hirschlanden noch einige namensverwandte Orte hat, von denen Hirschlanden bei Osterburken und das die älteste Namensform bewahrende Hirslanden im Kanton Zürich die bekanntesten sind. Zeitlich steht ihnen unser Hirschlanden voran.

Diese Ausbausiedlung der Franken nimmt den umliegenden Orten Besitz ab. So kommt es, daß in den Schenkungen an das Kloster Lorsch einige Jahrzehnte später stets Hirschlanden *und* Ditzingen auftreten, weil das geschenkte Ackerland ursprünglich auf Ditzinger Boden stand, aber durch das Heraus-Schneiden einer Markung für das fränkische Hirschlanden zu diesem Ort teilweise geschlagen wurde.

Diese gemeinsamen Schenkungen setzen aber bereits gefestigte und befriedigte Verhältnisse voraus. Mit dem sog. Blutbad zu Cannstatt im Jahre 746 endete jede alemannische Herrschaft in unserem Gebiet, die Franken waren nun Alleinherrscher. Der Besitz der alemannischen Großen wurde zum fränkischen Reichsgut geschlagen, das von fränkischen Edlen verwaltet wurde. Lantbold war ein solcher, und was lag näher, als daß er wie fast alle anderen fränkischen Edlen Besitz *dem* fränkischen Reichskloster übertrug, das am nächsten lag? Daß Hirschlanden dafür viel mehr abgab, liegt an der fränkischen Herkunft unseres Nachbarortes: hier wird zuletzt, 786, die Kirche genannt, die an Lorsch übertragen wurde, d. h. daß Lorsch nun auch für die Seelsorge der fränkischen Kolonisten aufzukommen hat, während hier in Ditzingen der alemannische «Stil» der Christianisierung weiterverfolgt wird, indem man den Besatzungsherren für einen Geistlichen sorgen läßt. Man kann annehmen, Hirschlanden sei gegen Ende des 8. Jahrhunderts völlig an Lorsch verschenkt gewesen, während das für Ditzingen in keiner Weise zutrifft: man wollte ja die alemannische Urbevölkerung nicht durch zu starke fränkische Fremdherrschaft verbittern, sondern befrieden.

Wie rasch diese Befriedigung des Landes vorangeschritten war, sehen wir aus dem Abstand von nur 23 Jahren zum Blutbad von Cannstatt. Die kluge Friedenspolitik der Franken läßt sich auch am Falle Hirschlanden ablesen, denn die Markung des Ortes wurde nicht mehr erweitert oder abgerundet, sondern blieb in der charakteristischen Rechteckform, die uns so viel Einblick in die Zeit der Entstehung von Hirschlanden gewährt hat.

Für unser Ditzingen freilich blieb die Grenze, die nach 746 nicht mehr bestand, im übertragenen Sinne Schicksal, denn die beiden Bistümer Konstanz und Speyer zogen ihre Grenzen an dieser ein-

sen.» Es handelte sich natürlich um Halbstiefel, Schnürstiefel. Als der Meister, ein frommer Stundenmann, das Maß genommen hatte, entließ er mich mit den Worten: «Kommst in einer Woche zum Anprobieren.» Als ich dann wenige Tage nach der Anprobe das neue Schuhwerk an den Füßen hatte, schaute mir der Stolz aus den Augen, zumal ich Bubenschuhe bekommen hatte, die waren zum Schnüren, während die Mädchenschuhe zum Knöpfen waren, welch schwieriges Tun mit Hilfe eines eisernen Hähchens bewerkstelligt werden mußte.

Ein weiteres, in meinem Gedächtnis bewahrtes Erlebnis hängt mit dem Photographieren zusammen. Es muß im Jahre 1897 gewesen sein, denn mein Bruder Karl trug noch Röcke und die Schwester Ottilie war noch nicht geboren. Ein herumwandernder Photograph hatte sich angeboten, die auf sieben Köpfe angewachsene Familie im Hofe von Kaufmann Knapp zu photographieren. Der kleine Bruder wollte nicht stillhalten und mußte mit einem Zuckerle beruhigt werden. Weil ich auch eines wollte, aber nicht bekam, gab es Tränen und mein verweintes, trotziges Gesicht ist auf der Photographie festgehalten.

Schon frühzeitig brachte mich die Mutter mit meiner ein Jahr älteren Schwester Hermine in das Kinderschule zu Schwester Sofie. Dort saßen wir in langen Schulbänken unter dem strengen Regiment der Schwester. Ein großer Raum war voll besetzt mit unruhigen, zappeligen Buben und Mädchen, wurden von ihr, weil es an Spielsachen fehlte, in der Hauptsache mit Singen und Lernen von allerlei Kinderliedern beschäftigt. In guter Erinnerung durch mein ganzes Leben blieben mir die beiden hübschen Liedchen: Eh' noch der Lenz beginnt, Schnee von den Bergen rinnt, singet das Vöglein schon in freudigen Ton — und das Osterliedchen: Ostern, Ostern, Frühlingswehen, Ostern, Ostern, Auferstehen nach der langen Grabesnacht, Blumen sollen fröhlich blühen, Herzen sollen heimlich glühen, denn der Heiland ist erwacht. Im Sommer ging es an einem Seil in fester Ordnung hinaus auf die «Blumenweide» im Scheffzental oder, bei heißem Wetter, besonders nachmittags, in den Kindergarten, eine abseits der Weilimdorfer Straße gelegene, grasbewachsene Mulde, durch die einst der Weg nach Weilimdorf führte. Hier stand für uns ein großes Gartenhaus mit grob gezimmerten Tischen und Bänken. Zuerst mußten wir einen Mittagsschlaf machen, indem wir den Kopf auf den Tisch legten, den rechten Unterarm als Kopfkissen. Nachher durften wir draußen auf dem Rasen unsere einfachen Spiele machen, Ringelreihen und andere. Widerstrebende bekamen das Lineal der Schwester auf dem entblößten Hintern zu spüren.

Ich war noch nicht ganz sechs Jahre alt, da brachte mich die Mutter zusammen mit meiner Schwester Hermine in die Schule zu Fräulein Besch. Nun begann eine harte Zeit für den noch unreifen Buben. Am leichtesten fiel mir noch das Rechnen, hatte ich doch im elterlichen Geschäft gelernt, Backwaren in geringerer Menge zu verkaufen und dadurch im Rechnen eine über mein Alter hinausgehende Fertigkeit erlangt. Auch mußten wir Geschwister schon im vorschulpflichtigen Alter frühmorgens mit frischen Backwaren in die Häuser gehen. Ich selbst hatte die Kunden in der Kreuzergasse zu versorgen und in den Wintermonaten kam es oft vor, daß die Hausfrau noch im Bette lag, wenn ich an die Haustüre pochte. Fräulein Besch, eine strenge, aber auch tüchtige Lehrerin, hatte während der vielen Jahre ihrer Ditzinger Wirksamkeit immer ihr Schulzimmer im oberen Stock des alten Schulhauses, dem Rathaus gegenüber.

Im zweiten und dritten Schuljahr kamen wir in das neue Schulhaus an der Gerlinger Straße, heute Karlsschule genannt, weil es unter König Karl gebaut worden war. Dort war auch die Oberklasse unter Oberlehrer Vinçon untergebracht, während die Mittelklasse, das 4. und 5. Schuljahr, mit den Abc-Schützen zusammen das alte Schulhaus am Lay bevölkerte. Hier unterrichtete uns die meiste Zeit der junge Lehrer Vinçon, Sohn des Oberlehrers, eine zeitlang auch Vikar Kämpf, Sohn des damaligen Pfarrers Kämpf in Ditzingen. Wir mußten viel lesen, schreiben und rechnen und brachten es darin zu einer großen Fertigkeit. Auch dem Singen wurde eine große Bedeutung zugemessen. Wir lernten viele unserer bekannten Volkslieder, konnten vor allem alle Verse der Lieder singen und nicht nur Bruchstücke daraus, wie es heutzutage so häufig der Fall ist. Bis zum ersten Weltkrieg wurde in unserem Volk noch viel gesungen, auch in den Familien, und die Grundlage dazu wurde in der Schule gelegt. So lernten wir auch viele Sprüche und Gesangbuchlieder. Ein Kreuz für Lehrer und Schüler waren die Einträge in das sogenannte Vierteljahrsheft. Einmal in jedem Vierteljahr mußten wir in ein steifgebundenes Heft, das Vierteljahrsheft, eine Heftseite vollschreiben, dessen Text an der Wandtafel stand. Man hatte peinlich darauf zu achten, nicht nur, daß es schön und fehlerlos geschrieben war, sondern daß wir auch keinen Tintenklecks machten, was bei dieser aufregenden Sache gar zu leicht passierte. Es war jedesmal eine notvolle Angelegenheit, wenn dieser Eintrag gemacht werden mußte. Wie froh waren wir, wenn wir ihn zufriedenstellend hinter uns gebracht hatten. Welchen schulischen und erzieherischen Wert die Schulbehörde dieser Anordnung beimaß, ist uns immer

stigen politischen Scheidelinie entlang. Auch der Patron der Speyrer Kirche, der hl. Lambert, kündigt von der fränkischen Überlagerung, denn Lambert von Maastricht galt als Märtyrer der fränkischen Reichskirche und wurde gerne an markanten Punkten der fränkischen Grenze, so z. B. in Pfaffenhofen im Zabergäu, zum Kirchenpatron erhoben.

Damit war der fränkische kirchliche Einfluß in Ditzingen abgegrenzt. Nicht so in Hirschlanden, denn 786 wurde die Ortskirche dem Kloster Lorsch übertragen, woraus sich nochmals ein Indiz für den stärkeren fränkischen Ursprung Hirschlandens herleiten läßt: Dem Kloster Lorsch wurden nur wenige Kirchen in der Geschichte der Besitzübertragungen des 8. und 9. Jahrhunderts geschenkt. Ob das Kloster selbst solche Kirchenüberlassungen nicht gewünscht hat, weil damit die pfarrliche Betreuung verbunden war? Man könnte es sich denken. Wenn Kirchenschenkungen angenommen wurden, dann nur solche, die außerhalb des gefestigten kirchlichen Verbandes standen. Hirschlandens Kirche *muß* zu dieser Gruppe zählen — mit anderen Worten: auch hier wird die Ausnahmestellung des Ortes deutlich.

Seit diesem Schritt der Überlassung der Hirschlander Kirche an Lorsch treten Hirschlanden und Ditzingen in den Lorschergeschichtsquellen nicht mehr gemeinsam auf. Überhaupt scheint die Zeit der Schenkungen zu Ende gegangen zu sein, denn auch in Ditzingen endet die Schenkungszeit mit dem Jahre 794, als der mächtige Reichsgraf Gerold, der zeitweise auf Hohennagold saß, nochmals einen Besitz von unbestimmter Größe an Lorsch abgab. Durch das ganze 9. Jahrhundert hindurch hielt Lorsch diesen gemeinsamen Besitz fest. Doch auch Lorsch's Zeiten hatten sich mit dem Zusammenbrechen des karolingischen Reiches geändert. Es sank wieder in die Stille des einfachen Klosters zurück. Der weiter entfernt gelegene Besitz wurde abgetauscht, so auch 902 derjenige in Ditzingen und Hirschlanden, der an einen sonst nicht nachweisbaren Freien namens Reginboto kam. Das Dunkel der Geschichte senkt sich über beide Dörfer, bis im frühen 12. Jahrhundert noch einmal ein gemeinsames Schicksal Ditzingen und Hirschlanden verklammert: es ist der Einfluß des nahen Klosters Hirsau und seines Priorates Klosterreichenbach.

Doch diese Geschichte steht in unserer Jubiläumsnummer nicht zur Debatte. Vielmehr sollte klar geworden sein: wenn die Geschichte mehr ist und mehr sein soll als nur die Aufzählung historischer und damit vergangener Tatbestände, dann sollte ersichtlich geworden sein, daß von dem Augenblick, da Hirschlanden und unser Ditzingen in das Licht der Geschichte getreten sind, beide Orte zusammengehört haben.

Man kann daher die Geschichte beider Orte nicht getrennt sehen und nicht getrennt über sie berichten, und es ist eine Folge dieser Geschichte, dieses einigende Band auch der Zukunft zu erhalten. In dieser Gemeinsamkeit sollte der übergreifende Sinn der beide Feiern an den kommenden Wochenenden in Ditzingen und Hirschlanden liegen.

Dr. Wolfgang Irtenkauf

Aus dem Ditzinger Heimatmuseum für Vorgeschichte

Im Jahre 1950 wurde die Baugrube für den Neubau A. Stickel ausgehoben. Schüler der Volksschule Ditzingen fanden dort eine ganze Menge kleinerer Steinwerkzeuge. Sie brachten den Fund ihrem Klassenlehrer, Herrn G. Mauser, der sie zum Weitersuchen ermunterte. Ihre Mühe hatte Erfolg.

Sie fanden ein Steinbeil und eine steinerne Handmühle aus Kupfersandstein und lieferten beides in der Volksschule ab.

Umfangreiche Funde der Urnenfelderkultur im Gewann Hegnach wurden beim Ausheben der Baugrube von Herrn Scherer gemacht:

Ein Bronzemesser mit Steingriff

Etliche Spinnwirtel

Eine Schale, die das Altertumsmuseum wieder zusammensetzte

Reste von zwei tönernen Feuerböcken

Ein Dutzend Flußmuscheln.

Diese Funde wurden im Physikraum der Volksschule untergebracht.

Etwa um dieselbe Zeit wurde im Herdweg ein alemannisches Grab angeschnitten. Es war ausgemauert, die Decke aber teilweise eingestürzt. Im Lauf der Zeit hatte sich das Grab teilweise mit Erde gefüllt.

Es scheint aber, als wäre das Grab schon einmal geöffnet worden, denn es enthielt neben dem Skelett nur ein Schwert, welches das Stuttgarter Altersmuseum vor weiterem Rosten schützte.

Unser bedeutendster Fund stammt aus dem Grasweg. Bei Ausschachtungsarbeiten für den Neubau Tandler, Beethovenstraße 7, wurde im August 1962 ein alemannisches Grab angeschnitten. Die Funde konnten leider nur unvollständig geborgen werden. Das Grab enthielt:

Eine silbervergoldete 5-Knopf-Fibel, 9 cm lang, mit Almendineinlagen auf den Knöpfen. Auf den Knopfplatten, wie auf Bügel und Fuß, scharf geprägte, nicht abgegriffene Kerbschnitte und Spiralen (s. Abb.). Über Bügel und Fuß verläuft ein niellierter Mittelsteg. Die Rückseite zeigt eine eiserne Spiralachse mit silbernem Nadelhalter.

Eine gleiche Fibel (zwei Knöpfe fehlen)

Einen silbernen Löffel mit abgesetztem Stiel, 18,5 cm lang, mit Runenzeichen versehen (s. Abb.)

Einen silbernen Armreif mit verdicktem Kolbenende

Sonstige kleinere Gegenstände.

In den in der Umgebung offen liegenden Baugruben und Kanalisationsgräben konnten keine weiteren Funde beobachtet werden. Es handelt sich demnach um ein Einzelgrab.

Dr. Neuffer vom Altertumsmuseum bezeichnet den Fund als außergewöhnlich und interessant. Außergewöhnlich insofern, als die Grabbeigaben nicht nur zur Bestattung einer vornehmen Dame der Adelschicht gehörten, sondern weil die Fundstücke außerordentlich früh angesetzt werden müssen (500 bis 550 n. Chr.). Mit Sicherheit ist die Tote Christin gewesen, wie der mitgefundenen Oblatenlöffel zeigt. Die abgesonderte Lage des Grabes weist auf eine besondere gesellschaftliche Stellung der Toten hin.

ein Rätsel geblieben. Zum Glück für alle Beteiligten wurde sie bald wieder abgeschafft. Weil der Lehrer zwei Schuljahre zu unterrichten hatte, der Platz hierfür aber nicht genügte, so wurden wir in den meisten Fächern getrennt unterrichtet. Mußten wir etwa um 9 Uhr in der Schule sein, so fanden wir uns häufig viel früher dort ein, besonders bei gutem Wetter. Da vertrieben wir Buben uns gar zu gerne die Zeit mit «Bachhopfen». Die Ränzen wurden beim Schulhaus abgelegt und hinunter ging es an den Beutenbach, der sich für diesen Zweck geradezu anbot. Und dann ging eine Springerei über den Bach los: hinüber, herüber, hinüber, herüber, bis wir dort angelangt waren, wo einst der Fußweg von der Münchinger Straße in die Rennwiesen, jenes einzigartig schöne Wiesengelände, wo heute Hallenbad und Stadthalle stehen, einmündete. Wie wichtig hatten es unsere kleinen Bubenherzen damit und wie tief hat es sich in unsere Herzen eingegraben, daß mir dieses unschuldige Bubenspiel noch heute, nach nahezu 70 Jahren, so klar vor Augen steht! Mit einem gewaltigen Anlauf flogen wir über den mehr oder weniger breiten Bach, und ich kann mir nicht denken, daß dabei einer von uns kleinen Burschen ins Wasser gefallen wäre.

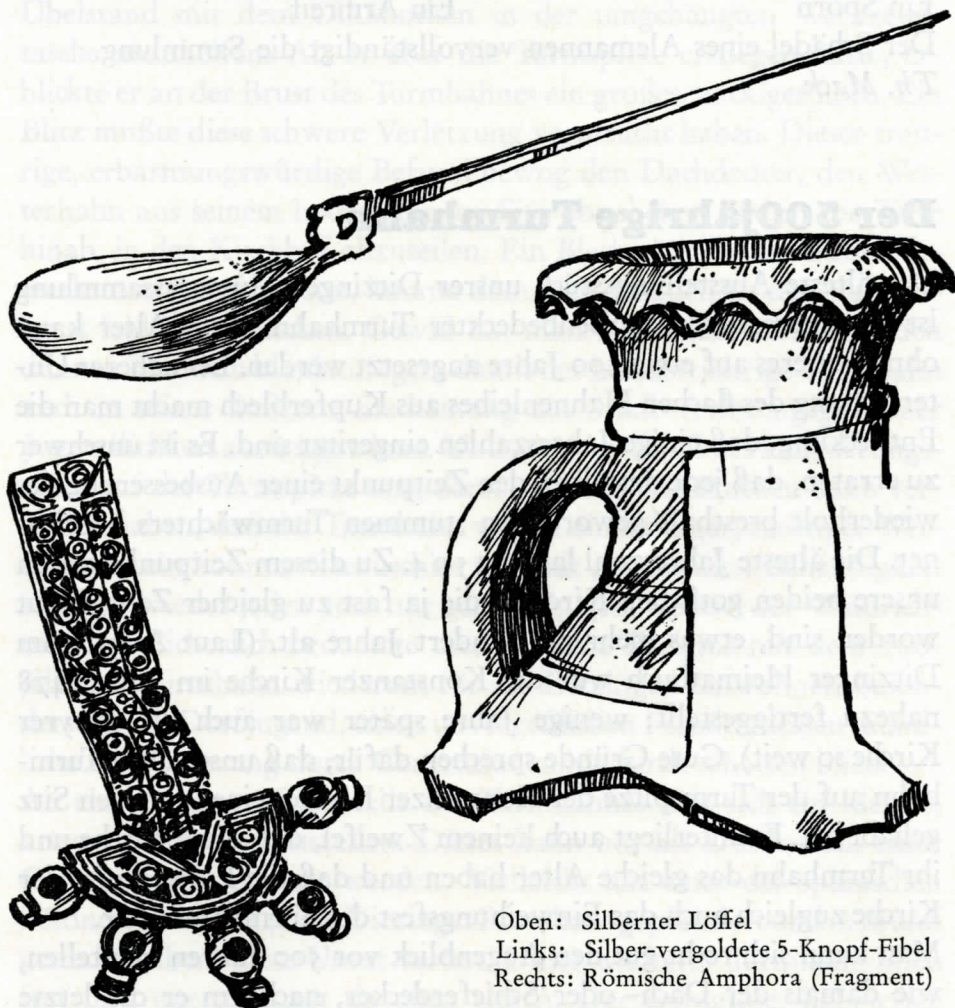
Mit Beginn des vierten Schuljahrs gings wieder ins alte Schulhaus zurück zu Lehrer Dieterle. Auch er hatte viele Schüler zu unterrichten, so daß Schuljahr 4 und 5 in manchen Fächern getrennt werden mußten, kein Wunder, daß die Nervenkraft des Lehrers gar manchemal versagte und wir dann die Strenge des Mannes zu spüren bekamen. Waren beide Schuljahre beisammen, so saßen wir in unsern unbequemen Bänken in drangvoller Enge. Auf Kommando mußte die Tafel, das Lesebuch oder Spruchbuch heraufgenommen oder wieder in den Ränzen unter der Schreibfläche verstaut werden. Aber nicht jeder von uns war Besitzer eines solchen. Ich entsinne mich gut eines zeitweiligen Nebensitzers, der seine Habseligkeiten auf die Schreibtischplatte verstaut in die Schule tragen mußte. Bei dieser drangvollen Enge war es auch kein Wunder, daß ich von Zeit zu Zeit Flöhe und Läuse, Kopfläuse nach Hause brachte. Da nahm mich dann die Mutter gründlich vor, um mich davon zu befreien. Von Zeit zu Zeit wurde frisch gesetzt, eine Maßnahme, die damals in allen Schulen üblich war und neben manchen negativen Wirkungen doch als Antriebskraft für lässige Schüler wirkte. Wir mußten mit unsern sieben Sachen die Schulbänke verlassen und dann verlas uns der Lehrer nach der neuen Reihenfolge, die besten Schüler vorne in der ersten Bank, die schlechten hinten. Da gab es manche Überraschung guter und böser Art, auch manche Träne und daheim entsprechend

Lob oder Tadel, wenn nicht gar Schelte oder Schläge und gute Vorsätze, sich Mühe zu geben, um wieder «hinaufzukommen». Fräulein Besch hatte für ihre Abc-Schützen ein damals übliches System entwickelt, indem sie für gute Leistungen farbige Lobkärtchen ausgab mit der Wertung von ein, zwei oder drei Punkten. Sie durften mit nach Hause genommen werden und wurden beim «Setzen» mit bewertet.

Die Eltern hatten schon lange die Absicht, mich die Realschule in Korntal besuchen zu lassen und so verließ ich im fünften Schuljahr meine seitherigen Schulkameraden und trat dort im Jahre 1903 in die erste Klasse ein. Damit endete ein wichtiger Zeitabschnitt meines Lebens.

Eine große Rolle spielten in unsern Jugendjahren die Störche. Das Storchennest auf der Konstanzer Kirche war jedes Jahr besetzt, denn die saftigen Wiesengründe des Glemstals, Scheffzentials und der Lach sowie die weite Feldmark boten in jener Zeit den Störchen genügend Nahrung. Ihre Ankunft im Frühjahr war uns ein stets gleich wichtiges Ereignis. Meist Anfang April erschien zunächst ein einzelner Storch. Wie ein Lauffeuer ging es durchs Dorf: «D'Störch send do!» Wir rannten zur Kirche, schauten zu dem Ankömmling hinauf, der da oben das Nest inspizierte und mit seinem langen Schnabel an den Reisern herumzupfte und schrien im Chor aus Leibeskräften zu ihm hinauf: «Storch, Storch, Schnibelschnabel, mit deiner langa Heiagabel, fliag ibers Beckahaus, hol drei Wecka raus, miar ein, diar ein ond de bese Mädla kein!» Natürlich riefen die Mädchen: «Ond de bese Buba kein!» Die Unterhaltung war immer dieselbe: «Des ischt's Male, des guckt noch'm Nescht, ond no holt ers Weible!» Die Wahrheit dieser feststehenden Behauptung konnte bald festgestellt werden, denn tatsächlich verschwand der Einzelgänger gar bald wieder, und nach etwa 14 Tagen erschienen zwei Störche, um von dem Nest auf dem Kirchendach endgültig Besitz zu ergreifen. Nun begann für uns ein immer gleich interessantes Storchleben. Manchmal kamen Nesträuber, Storchräuber sagten wir, die sich in den Besitz des Nestes setzen wollten, und wir standen und schauten hinauf, wie sich «unsere Störche» ihres Besitzes wehrten und die Räuber zuletzt unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, mit unverhohlenem Freudengeschrei unsererseits begrüßt. Die Ausbesserung des Nestes nahm einige Tage in Anspruch, wir konnten beobachten, wie die Störche frische Reiser zu Nester trugen. Zeitweise war das Nest leer, dann wußten wir, daß die Störche auf Futtersuche waren. Dann kam Anfang Mai die Zeit, wo meist nur ein Storch zu sehen war, vom andern jedoch gelegentlich über den Nestrand hinweg der Kopf zu

Ein alter Ditzinger, Herr *Otto Schubert*, hat vieles für uns gesammelt. Sammler aus Leidenschaft, war er auf allen Baustellen und an allen Orten zu sehen, wo etwas ausgegraben und zu finden war. Ihm verdanken wir heute einen großen Teil der Funde im Heimatmuseum. Ohne ihn wären sie alle verloren gegangen oder wären nach auswärts in fremde Hände gewandert. Als Herr Schubert 1961 starb, überließ Frau *Anna Schubert* die Sammlung in dankenswerter Weise dem Museum, die in Dutzenden von Kisten und Schachteln untergebracht und verpackt war. Diese Funde bilden heute den Grundstock unserer vorgeschichtlichen Sammlung, die vorerst ihren Platz im alten Rektoratszimmer der Wilhelmschule gefunden hat. Was aber enthielten die vielen Kisten und Schachteln des Herrn Schubert?



Oben: Silberner Löffel
Links: Silber-vergoldete 5-Knopf-Fibel
Rechts: Römische Amphora (Fragment)

Aus der Steinzeit wären zu nennen:

Stücke eines Stoßzahnes vom Mammut

Ein Horn eines Urstiers

Topfscherben der Bandkeramiker (die Bandkeramiker hatten Gefäße aus gebranntem Ton, die auf der Außenseite mit gewinkelten oder spiraligen Doppelbändern verziert sind)

Topfscherben der ihnen nahestehenden Rössener Leute, von denen man drei Siedlungen auf DitzingerMarkung kennt

Funde der Urnenfelderkultur. (Die Menschen dieser Zeit verbrannten ihre Toten und setzten die Asche in *Urnen* bei.)

Aus der Römerzeit stammen:

Die Reste zweier Amphoren (s. Abb.)

Tönerne Röhren einer Wasserleitung

Eine Menge Topfscherben aus Sigillata, die beim Bau der Autobahn gefunden wurden. Das Bodenstück eines Topfes trägt eine bis jetzt noch nicht entzifferte Inschrift

Einige abgenutzte römische Geldstücke.

Herrn Schuberts letzte Funde stammen aus der *Alemannenzeit*.

Fundort war die ehemalige Ziegelei, auf deren Gelände ein alemannischer Friedhof entdeckt wurde. Die sichergestellten Grabbeigaben:

Einige alemannische Schwerter Schöne Fibeln

Einige Pfeilspitzen Beinkamm-Reste

Ein Sporn Ein Armreif.

Der Schädel eines Alemannen vervollständigt die Sammlung.

Th. Mack

Der 500jährige Turmhahn

Das älteste Ausstellungsstück unsrer Ditzinger Museumssammlung ist ein altersgrauer, narbenbedeckter Turmhahn. Sein Alter kann ohne weiteres auf etwa 500 Jahre angesetzt werden. Bei näherer Untersuchung des flachen Hahnenleibes aus Kupferblech macht man die Entdeckung, daß einige Jahreszahlen eingeritzt sind. Es ist unschwer zu erraten, daß jede derselben den Zeitpunkt einer Ausbesserung des wiederholt bresthaft gewordenen stummen Turmwächters bezeichnet. Die älteste Jahreszahl lautet 1594. Zu diesem Zeitpunkt waren unsere beiden gotischen Kirchen, die ja fast zu gleicher Zeit gebaut worden sind, etwas mehr als hundert Jahre alt. (Laut Angabe im Ditzinger Heimatbuch war die Konstanzer Kirche im Jahr 1478 nahezu fertiggestellt; wenige Jahre später war auch die Speyrer Kirche so weit). Gute Gründe sprechen dafür, daß unser alter Turmhahn auf der Turmspitze der Konstanzer Kirche seinen luftigen Sitz gehabt hat. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß diese Kirche und ihr Turmhahn das gleiche Alter haben und daß die Einweihung der Kirche zugleich auch das Einweihungsfest des Turmhahns war.

Man kann sich recht gut den Augenblick vor 500 Jahren vorstellen, wie damals der Dach- oder Schieferdecker, nachdem er die letzte Dachplatte an der Turmspitze festgenagelt hatte, schließlich zu oberst als krönenden Abschluß den rotgolden glänzenden Turmhahn anbrachte. Gewiß haben von unten Hunderte von Zuschauern angespannt dieses außergewöhnliche, denkwürdige Schauspiel verfolgt. Niemand im Dorf wollte sich dasselbe entgehen lassen. Wie mag der junge, kühne Dachdecker, der Held des Tages bestaunt und gefeiert worden sein! Nach Jahrzehnten noch wurde am Wirtshaustisch von diesem Ditzinger «Ereignis des Jahrhunderts» erzählt. Die jungen Zuhörer vernahmen es aus dem Mund der älteren Dorfgenossen, welche es miterlebt hatten.

Etwa hundert Jahre vergingen, bis sich jenes Schauspiel auf der Turmspitze wiederholte, nur mit dem Unterschied, daß der Turm-

erblicken war. Dann wußten wir, daß das Weibchen mit dem Brutgeschäft begonnen hatte und voll Erwartung sahen wir dem Tag entgegen, wo von den kleinen Störchlein etwas zu sehen sein wird. Werden es drei oder vier oder gar fünf sein? Wer mit Mesner Großhaupte gut Freund war, durfte mit ihm zur Glockenstube auf den Kirchturm steigen. Dort konnte man zwischen den schalldämpfenden Brettern der Schalllöcher hindurch ins Storchennest hineinschauen und die Störchin bei ihrem Brutgeschäft oder einige Wochen später die kleinen Storchkinder sehen. Ihre laufende Versorgung mit Futter fand in uns aufmerksame Beobachter, besonders wenn die Altstörche ihren Jungen eine Blindschleiche brachten, die zu beiden Seiten des Schnabels herunterhing. Bei Spaziergängen oder bei Arbeiten auf Wiesen und Feldern konnte man den futtersuchenden Störchen mit ihren gravitatischen Bewegungen oft ziemlich nahe kommen, denn sie waren mit den Menschen vertraut und fühlten sich nicht bedroht. Tag für Tag konnte man das Geklapper der Störche hören, besonders wenn die Störchin zu Hause war und das Storchmännchen mit Futter im Schnabel angefliegen kam, was vom hohen Nest aus mit seiner weiten Sicht schon bald bemerkt werden konnte. Allmählich lernten auch die Jungstörche die futterbringenden Eltern klappernd zu begrüßen. Ende Juli, Anfang August war es soweit, daß die Jungen in ihrem bereits schmucken Storchenfederkleid im Neste standen und es dann so ausfüllten, daß die Alten kaum noch Platz darauf fanden. Das Kirchendach rund um das Nest zeigte mit vielen weißen Kotspritzern einen starken Futterverbrauch und es wurde allmählich Zeit, daß die Jungen selbst auf Futtersuche gehen konnten. Sie versuchten ihre Schwingen zu regen, mit den Flügeln zu schlagen, hoben sich dabei ein wenig vom Nest ab, ein besonders mutiger Jungstorch wagte sich auf den First des Kirchendaches hinaus. Jetzt konnte es jeden Tag geschehen, daß wir fünf, sechs Störche in der Luft sahen oder draußen auf den abgeernteten Wiesen und Getreidefeldern bei der Jagd nach Mäusen, Eidechsen, Blindschleichen, Heuschrecken und anderen Kleintieren beobachten konnten. Jetzt war ihres Bleibens nicht mehr lange. Gelegentlich machten sie dem Nest noch einen Besuch, um dann für ganz zu verschwinden. Jetzt hatten die Spatzen als Bewohner der Seitenwände des großen Nestes wieder das alleinige Wohnrecht und konnten sich ohne Gefahr auf den Nestrand setzen oder gar in die Nestmulde hineinwagen, denn der Hausherr war mit seiner Familie bereits auf seiner großen Reise nach Südafrika.

Es mag im Frühjahr 1904 oder 1905 gewesen sein, da versuchte ein Storch-

paar sich in der «Lach» anzusiedeln. Der Lachgraben war damals beiderseits mit Weiden, Erlen und Pappeln bestanden. Weit draußen, nahe der Weilimdorfer Markungsgrenze, bauten sich die beiden Störche in tagelanger Arbeit auf einem der Bäume in etwa fünf Meter Höhe ein Nest. Vom Eisenbahnzug aus, mit dem wir täglich zur Schule nach Korntal fuhren, konnten wir ihre Tätigkeit beobachten und freuten uns daran, wie das Nest in die Höhe wuchs. Gleichzeitig aber hatten wir auch Bedenken, ob das gutgehen werde, weil es uns klar war, daß die Störche an dieser Stelle nicht ungestört bleiben werden. So war es auch; das Nest war noch nicht lange fertig, da verschwand das Storchenpaar wieder und wir bedauerten von Herzen, daß unsere Freude ein so rasches Ende gefunden hatte.

Unsere Spiele, wie bei allen Kindern eine wichtige Sache, waren von der einfachsten Art. Unser Spielplatz war die Straße und konnte es auch ruhig sein, denn es gab ja nur den landwirtschaftlichen Verkehr und wenn ein rasches Pferdefuhrwerk oder die Postkutsche kam, wurden wir nur für kurze Zeit gestört. Gerne spielten wir «Sucherles», denn die Winkel zwischen den Häusern boten günstige Versteckmöglichkeiten. Die Mädchen spielten mit Vorliebe den Reigen «Mariechen saß auf einem Stein», wozu wir Buben das zuschauende Publikum darstellten, denn wir hätten es unter unserer Würde gehalten, mitzumachen, wären auch gar nicht geduldet worden. Wir besorgten uns lieber einen kräftigen eisernen Reif, etwa von einem ausgedienten Faß, und einen Prügel dazu und reifelten durch das Dorf. Dabei kamen wir auch in Gegenden, mit denen wir nicht so vertraut waren und selten hinkamen. Obwohl wir dieses Reifenspiel oft stundenlang trieben, kann ich mir nicht denken, daß wir jemals dabei außer Atem gekommen wären. Um die Jahrhundertwende, als wir bereits in die Schule gingen, kam ein neues Spiel auf, das «Werfeln», das einige Jahre unsere Spielleidenschaft beherrschte. Schon immer bildeten die Werfel, anderwärts auch mit Steinis, Ballatten und anderen Namen bezeichnet, diese kleinen steinernen oder gläsernen Kugeln ein begehrtes Spielobjekt für Kinder. Wir kannten drei verschiedene Arten, sie beim Spiel zu erwerben und unterschieden zwischen «Büchserles», «Spannerles» und «Löchles». Einer begann und warf seinen Werfel in eine gewisse, nicht zu große Entfernung, der andere warf dann auch, traf er den Werfes des Ersteren, so gehörte ihm dessen Werfel, wenn nicht, so durfte dieser versuchen, mit seinem gebogenen Zeigefinger mit seinem Werfel den des Andern zu treffen. Beim «Spannerles» kam es darauf an, seinen Werfel dem des Andern

hahn, welcher inzwischen seinen Goldglanz eingebüßt hatte, zum Zweck der Ausbesserung zunächst heruntergeholt wurde. Der Turmhahn hatte viele Jahre, wie es sich für einen rechten Turmhahn gehört, das Wetter angezeigt, indem er sich beständig und unverdrossen nach dem Wind drehte. Mit der Zeit schien sich aber bei ihm das Alter bemerkbar gemacht zu haben. Nur ein kräftiger Wind konnte ihn noch dazu veranlassen, daß er ächzend und knarrend seinen Wetterdienst verrichtete. Man war daher nicht mehr so ganz mit ihm zufrieden. Als nach einem schweren Hagelschlag der Schieferdecker aus der Stadt zur Ausbesserung des schadhaften Daches herbeigeholt wurde, berichtete man diesem Handwerker von der beginnenden Altersschwäche des Turmhahnes. Der Schieferdecker gedachte diesem Übelstand mit dem Ölkännchen in der umgehängten Werkzeugtasche abzuhelpen. Als er aber die Turmspitze erstiegen hatte, erblickte er an der Brust des Turmhahnes ein großes, zackiges Loch. Ein Blitz mußte diese schwere Verletzung verursacht haben. Dieser traurige, erbarmungswürdige Befund bewog den Dachdecker, den Wetterhahn aus seinem hochgelegenen Sitz abzuheben und in die Tiefe hinab, in den Kirchhof abzuseilen. Ein Blechstück, in der Schmiedewerkstatt (?) aufgenietet, konnte dann den Schaden an der Hahnenbrust leidlich verdecken. Gewiß hat man auch nicht versäumt, den dünnen Blechleib blankzufegen, damit der hundertjährige Turmhahn auch in seiner äußeren Erscheinung ein Stück verlorengangener Jugendlichkeit zurückgewinne. Und zum Abschluß des Erneuerungsaktes auf der Turmspitze mag dann noch das Ölkännchen dazu verholpen haben, daß der Turmhahn wieder ein richtiger, tüchtiger Wetterhahn sein konnte. Geräuschlos und mit jugendlicher Behendigkeit zeigte er wieder jeden auch nur geringfügigen Wechsel der Windrichtung an. Sicherlich bedeutete dieses seltene Ereignis mit dem 100-jährigen Turmhahn wiederum für die Ditzinger Einwohner, besonders für die Dorfjugend, einen unvergeßlichen Festakt, dessen mündliche Überlieferung durch Generationen hindurch erhalten blieb.

An einer anderen Flickstelle des Turmhahnes läßt sich ein kleines, kreisrundes Loch feststellen. Dieses kann nur als Durchschuß einer Gewehrkugel gedeutet werden. Vielleicht hat einer der spanischen Söldner, welche 1547 das Ditzinger Pfarrhaus geplündert und in Brand gesteckt haben, diese Untat verübt. Unser wackerer Turmhahn blieb fest und unerschüttert da oben sitzen. Der erfolglose, habgierige Schütze mag die Nutzlosigkeit seines Beginnens eingesehen haben. Die jüngste am Turmhahn abzulesende Jahreszahl 1907 wurde von einem Heilbronner Dach- und Schieferdecker mit einem Stempel eingehämmert. In diesem Jahr hat zwar nachweislich eine Turmerneuerung der Konstanzer Kirche stattgefunden, aber es ist vorläufig urkundlich noch ungeklärt, ob unser alter Turmhahn zu diesem Zeitpunkt noch einmal hergerichtet und dann noch ein paar Jahre auf seinem «hohen» Posten belassen wurde. Viel wahrscheinlicher ist, daß er im genannten Jahr durch einen neuen Turmhahn ersetzt worden ist und daß er seither seinen Ruhestand in irgendeinem verschwiegenen Winkel verbracht hat.

Ulrich Weber

Die Pflanzenwelt unserer Heimatflur

Unserer Gemarkung fehlt bekanntlich der Wald. Zu seiner Lebensgemeinschaft gehören so viele Bäume, Sträucher und Pflanzen, daß die Vermutung naheliegt, ohne ihn sei es uninteressant, sich mit den restlichen Pflanzen zu beschäftigen. Dem ist aber nicht so. Es lohnt sich, zu jeder Jahreszeit botanische Streifzüge zu unternehmen, und man wird bald entdecken, daß am Bachufer, am Wegrand und Ackerrain und in Gebüsch und Hecken die Natur genauso verschwenderisch in Formen und Farben ihr Füllhorn ausgeschüttet hat wie in schattenden Wäldern und Hainen. Wandert man im zeitigen Frühjahr der Glems entlang talabwärts, so fallen uns bald am Wegesrand die kleinen, gelben Blütensonnen des Huflattichs (*Tussilago farfara*) auf. Das Blümchen wird von den ersten Bienen bestäubt, es muß sich deshalb mit der Blütenentwicklung beeilen. Die pferdehufförmigen Blätter entwickeln sich erst später. Ähnlich macht es die Pestwurz (*Petasites*), deren rötliche Blütenstände massenhaft am Glemsufer stehen. Auch hier erscheinen die riesigen, rhabarberähnlichen Blätter erst nach dem Verblühen.

Anders ist es beim Haselstrauch (*Corylus*) und bei der Erle (*Alnus*). Beide sind Windblütler, der reichliche Blütenstaub wird aus den bekannten Würstchen durch den Wind auf die weiblichen Blüten befördert. Wenn wir einen Strauß Haselnuß- und Erlenzweige mit nach Hause nehmen, können wir diesen Vorgang genau beobachten. Am Surrlesrain finden wir das Kleinod der heimatlichen Pflanzenwelt, die Kuhschelle (*Pulsatilla*). Die Arzneikunst stellt aus dem Pflänzchen eine ganze Reihe von Medikamenten her. Später gesellt sich zu ihr der gelbe Hornklee (*Lotus corniculatus*), der bei der Kräuterkäseherstellung Verwendung findet. Unten auf den Wiesen blühen Hahnenfuß (*Ranunculus*), Salbei (*Salvia*), Storchschnabel (*Geranium*) und viele andere mehr, die zusammen die Farbensymphonie der blühenden Wiesen bilden. Albrecht Dürer hat solch ein Stück Wiese, das «Große Rasenstück», wie er es nannte, trefflich dargestellt. Nach der Glemsmühle, zwar nicht mehr auf unserer Markung, aber doch jedem Ditzinger vertraut, führt der Weg am bewaldeten Hang entlang. Vom Waldrand her grüßt uns der rote und weiße Lerchensporn (*Corydalis*), die weiße und gelbe Anemone (*Anemone nemorosa* und *ranunculoides*), das Bingelkraut (*Mercurialis*) und der Aronstab mit seinen seltsamen Kesselfallenblüten.

Ab und zu leuchtet auch mit satten Grün eine Nieswurz (*Helleborus*) aus dem vorjährigen Laub. Aus dem Wurzelstock wird ein Niespulver hergestellt, und wir erinnern uns an unsere Schulzeit und die ovalen Spanschächtelchen mit dem «Schneeberger Schnupftabak», die wir in der Apotheke um einen Groschen kauften, um in der Pause daraus zu schnupfen und im Unterricht zum Ärger des Lehrers immer wieder loszuniesen. Eine Verwandte der Nieswurz finden wir in den Gärten: Die schöne, weiße Christrose.

Wenn wir nun das Tal nach links verlassen, fällt unser Blick am Wegrand und Rain auf eine Reihe von Pflanzen, denen das Leben nicht leicht gemacht wird, ist doch dort der Boden in der Regel trocken und

so zu nähern, daß bei ausgespannter Hand Daumen und Kleinfinger die beiden Werfel berühren konnten. Beim «Löchles» mußte der Werfel so geschickt geworfen werden, daß er in eine kleine Vertiefung rollte, andernfalls durfte der Mitspieler versuchen, dies mit seinem gebogenen Zeigefinger zu bewerkstelligen. Diese Werfelspiele beherrschten uns eine ganze Zeit sehr stark und es gab große Künstler darin, die mit ihrer Geschicklichkeit ganze Zigarrenschachteln voll dieser begehrten Kugeln erwarben. Besonders begehrt waren die etwas größeren gläsernen Werfel mit den schönen farbigen Spiralen in ihrem Innern.

Im Sommer wurde barfuß gelaufen, für alle ein großes Vergnügen, für die Armen unter uns — und davon gab es nicht wenige — eine Entlastung des elterlichen Geldbeutels, für die Lehrer in den Schulen aber ein wahres Labsal, wenn das den Unterricht störende Gescharr mit dem groben Schuhwerk für einige Wochen einer wohlthuenden Stille wich. Unsere Fußsohlen hatten sich schon nach kurzer Zeit daran gewöhnt, auf den oft rauhen Straßen ohne Schmerzen zu gehen. Auch die Mütter waren froh, wenn sie eine zeitlang keine Strümpfe zu stopfen hatten.

Bei gutem Sommerwetter gingen wir an den freien Mittwoch- und Samstagnachmittagen — an den übrigen Nachmittagen hatten wir von ein Uhr ab Schule — ins Baden, am liebsten ins «Gäßle», an den Mühlkanal der Rothenmühle, damals nach dem Besitzer «Hechtmühle» genannt. Dort war es nicht tief, der Boden nicht schlammig, das Wasser floß nicht träge: für uns Buben der ideale Badeplatz. Eine Badehose kannten wir nicht, was auch gar nicht nötig war, denn kein Mädchen hätte es gewagt, zu uns in das Gäßle zu kommen. Die Eltern konnten uns dort unbesorgt baden lassen, denn es konnte nichts passieren. Es war ein herrliches und billiges Vergnügen für uns.

Vielseitiger waren die Wintervergnügen. Die Winter waren strenger, schneereicher und langandauernder. Mit unsern massiven Bergschlitten konnten wir ohne Gefahr die mehr oder weniger steilen Gassen herunterfahren oder die langen Steigen gegen Hirschlanden und Münchingen. Da die mehrsitzigen «Davoser» noch unbekannt waren, fuhr man meistens allein auf dem Schlitten oder hatte ein kleines Geschwisterle auf dem Schoß. Unglücksfälle mit einem Fuhrwerk waren selten, weil bei der geringen Geschwindigkeit eines solchen ein Ausweichen leicht möglich war. Wir Buben machten uns ein Vergnügen daraus, auf dem Schlitten stehend durch den Flecken zu «spießen». Wir besorgten uns dazu einen sogenannten Spieß, eine glatte, runde Stange mit einer eisernen Spitze am unteren Ende. Mit dem Spieß zwischen den Beinen

konnten wir uns nicht nur auf ebener Strecke vorwärts bewegen, sondern vermochten auch leichtere Steigungen zu nehmen und bergab benutzten wir ihn als Bremse. Für die Mädchen schied ihrer Kleidung wegen dieses Wintervergnügen aus, was unserem Selbstbewußtsein sehr entgegenkam.

Die langsam fließende Glems gefror leicht zu, besonders bei der «Wette» zwischen Marktstraße und Brücke. Der Altbach war jeden Winter schon sehr früh mit Schlittschuhen befahrbar, nur war hier der vielen aus dem Eise herausragenden Steine wegen kein zügiges Fahren möglich, so daß wir ihn den kleinen Kindern überließen, denn für größere Buben war es Ehrensache, den eigentlichen Glemsbach vom Wehr bei Schuhfabrik Dobelmann bis hinauf zur Hechtmühle zu befahren. Weil das Schifahren noch unbekannt war und erst nach Ende des ersten Weltkriegs aufkam, so waren das Schlitten- und Schlittschuhfahren die einzigen Sportarten für den Winter. Bei frisch gefallenem Schnee machten wir uns gerne das Vergnügen, Schneeballen auf steile, hohe Scheunendächer zu werfen, die sich bei ihrer Abwärtsbewegung zu kleinen Lawinen vergrößerten und mit Getöse zu Boden fielen. Das Schlittschuhfahren auf der Glems im unteren Tal war uns streng verboten wegen der tiefen Gumpen, die schon so manches Opfer gefordert hatten.

Für uns, die wir unweit des seichten, flach dahinfließenden Altbachs wohnten, war es in der warmen Jahreszeit ein gern geübter Zeitvertreib, nach Grundeln zu fischen. Mit einem wassergefüllten Gefäß versehen, wateten wir im Bachbett herum, hoben mit der einen Hand einen der größeren Steine vorsichtig an, griffen mit der andern blitzschnell darunter und erwischten nicht selten eines der dickköpfigen Fischchen, das wir freudestrahlend in unser Gefäß warfen. Wenn wir dann zu Hause unsern Fang den Eltern gezeigt hatten, gaben wir die wertlosen Tiere wieder dem Bach zurück.

Die bäuerlichen Nachbarn, vor allem Ege und Pantle, bewirkten schon frühe ein Vertrautwerden mit dem bäuerlichen Leben. Es gab noch keine Wasserleitung, deshalb wurde das Vieh morgens und abends an einem der laufenden Brunnen getränkt. Wenn es im Stall losgekettet war, fand es allein den Weg zum Brunnentrog. Dort gab es mitunter ein rechtes Gedränge und Gestoße, wenn durch Zufall das Vieh aus mehreren Ställen zu gleicher Zeit zum Brunnen kam. Nachher gingen die Tiere gemächlichen Schrittes wieder ihren vertrauten Ställen zu.

Auch das Wasser für den Haushalt und für das väterliche Geschäft mußte am Brunnen geholt werden. Wir hatten annähernd gleich weit zum laufenden Rathausbrunnen beim Gasthaus zur Linde

vom Tritt der Menschen und unter den Rädern der Fahrzeuge verhärtet. Was trotzdem hier grünt und blüht, wird leicht übersehen. Und doch möchten wir diese bescheidenen Pflanzen im Blütenkleid der Erde nicht missen. Zunächst finden wir das bei alt und jung bekannte und beliebte Gänseblümchen (*Bellis perennis*), aus dem die kleinen Mädchen ihre hübschen Kränzchen flechten. Dann fehlt natürlich der Löwenzahn (*Taraxacum officinalis*) nicht, der viele volkstümliche Namen hat, und dessen junge Blattrosetten einen gesunden, pikanten Salat geben, der besonders bei unseren Gastarbeitern beliebt ist. Auch der Wiesenbocksbart (*Tragopogon*) mit seinen gelben Sternblüten und der Sauerampfer (*Rumex*) eignen sich gut zu einem bekömmlichen Wildgemüse. Das Schöllkraut (*Chelidonium*), an seinem gelben Milchsafte erkennbar, findet in der Arzneikunst Verwendung. Warzen, mit seinem Milchsafte betupft, verschwinden.

Sehr häufig ist die weißblühende Knoblauchsrauke (*Allaria officinalis*), deren Blätter beim Zerreiben einen starken Knoblauchsgeruch verströmen. Das Wort «*officinalis*» besagt, daß die Pflanze, wie alle, die diesen Zusatz tragen, in der Heilkunst angewandt wird. Dies trifft auch auf die Zaunrübe (*Bryonia*) zu, die mit korkzieherartigen Ranken im Gebüsch hochklettert. Sie ist ein wichtiger Bestandteil des homöopathischen Arzneischatzes. Interessant zu beobachten sind die zu wunderschönen Spiralen gedrehten Ranken, mit denen sich die Pflanze an den Hecken förmlich hochhangelt. Sie teilt den Standort mit der Schwalbenwurz (*Vincetoxicum*). Aus ihr wurde im Mittelalter ein Gegenmittel gegen Vergiftungen zubereitet. Ihr lateinischer Name, der auf deutsch «Giftbesieger» heißt, zeugt noch heute davon. Überhaupt wächst so manches Kräutlein auf unserer Heimatflur, das früher entweder als Heilmittel gebraucht wurde oder aber sonst im Haushalt Verwendung fand. Leider ist das Wissen um die Heilkraft der Pflanzen weitgehend verloren gegangen. Die pharmazeutische Großindustrie liefert uns ja bequemere Medikamente, und wenn schon jemand noch Kräutertee gebraucht, dann bekommt er in der Apotheke einen praktischen Extrakt in der Tube oder eine Zubereitung in Pulverform.

Nimmt es da wunder, wenn fast niemand mehr die echte Kamille (*Matricaria chamomilla*) kennt, obwohl ihre zierlichen Blüten zu Tausenden im Getreidefeld stehen? Und niemand sammelt deshalb die heilkräftigen Blüten, deren Aufguß doch so viele Gebrechen und Schmerzen heilt und lindert.

Am Wegrand steht ein Pflänzchen, das beinahe wie ein kleines Tannenbäumchen aussieht. Es ist der Schachtelhalm (*Equisetum*), auch Zinnkraut genannt. Woher dieser Name kommt, weiß heute kaum jemand mehr. Bei unseren Altvorderen, die noch Zinngeschirr benutzten, war die Pflanze jedoch groß und klein bekannt. Sie enthält sehr viel Kieselsäure. Mit getrocknetem Zinnkraut wurde deshalb früher das Zinngeschirr gescheuert, bis es glänzte wie Silber. Heute findet man Zinngeschirr nur noch bei Antiquitätensammlern. Ob sie wohl auch von der milden Reinigungskraft des Zinnkrauts wissen, die ihren Schätzen bestimmt besser bekommt als die vielen durch eine geschäftige Werbeindustrie uns pausenlos empfohlenen Reinigungsmittel?

In der Medizin wird ein Aufguß des Zinnkrauts als stärkender Badezusatz noch hie und da verwendet.

Nicht nur Heilmittel und im Haushalt verwendete Reinigungsmittel lieferte unseren Vorfahren die Natur, sondern auch Pflanzen, mittels derer die Frauen schon zu allen Zeiten ihr Aussehen zu verschönern versuchten. Wächst doch überall auf den Äckern eine unscheinbare Pflanze mit kleinen weißen Blüten, der Ackersteinsame (Lithospermum). Sie heißt auch Bauernschminke oder Schminkwurz. Der Saft der Wurzeln färbt nämlich rot, und damit halfen dann früher die Bauernmädchen ihren durch die Arbeit in der freien Luft ohnedies frisch gefärbten Wangen und Lippen noch nach. Heute haben die Mädchen auch im abgelegensten Dorf zu diesem Zweck ihr Rouge und ihren Lippenstift im Handtäschchen, und bei der Feldarbeit fällt ihr Blick wohl kaum auf das bescheidene Pflänzchen, das einst ihren Urgroßmüttern half, sich schön zu machen.

Der modernen Saatgutreinigung sind viele Pflanzen zum Opfer gefallen, die als Unkraut nicht erwünscht sind, und die früher doch so wunderschön ein reifendes Getreidefeld zierten. Die blaue Kornblume (*Centaurea cyanus*) ist fast zur Seltenheit geworden. Häufiger findet man noch den Rittersporn (*Delphinium*), das Blutströpfchen (*Adonis*) und den Klatschmohn (*Papaver*). Aus den Blütenknospen des letzteren fertigten früher die kleinen Mädchen hübsche Püppchen mit roten Reifröckchen. Ein Teeaufguß aus der getrockneten Pflanze brachte einst die Kinder zum Einschlafen. Es war ein nicht unbedenkliches Mittel, aber vergleichsweise noch harmloser als die mancherorts gepflogene Sitte, zu diesem Zweck den Kindern einen Absud der Samenkapseln des Saatmohns, den berüchtigten «Klepperlestee», zu trinken zu geben.

Eine typische Kornblume ist so gut wie ausgerottet, die Kornrade (*Agrostemma*). An sie erinnert nur noch das «Rattensieb» in der Dreschmaschine (früher, als noch mit dem Flegel gedroschen wurde, der Putzmühle). Mit den Nagetieren hat das Sieb natürlich nichts zu tun, es soll vielmehr die sehr giftigen Samen der Rade zurückhalten. Was sonst noch am Feldrand und zwischen den hohen Halmen wächst, fällt weniger auf, und doch ist der Gauchheil (*Anagallis*) mit seinen zierlichen roten Blütchen oder der Erdrauch (*Fumaria*) einer liebevollen Betrachtung wert.

Weit auffallender sind natürlich die an den Feldrändern und auf den Rainen bollwerkenden Hecken. Hier finden wir neben dem Schwarzdorn (*Prunus spinosa*) und Weißdorn (*Crataegus*), dem Hollunder (*Sambucus*) und Faulbaum (*Frangula*) erfreulicherweise noch häufig das Pfaffenhütlein (*Evonymus*) mit seinen attraktiven Beeren, den Schneeball (*Viburnus*) und selbstverständlich auch die Heckenrose.

Obwohl unsere Gemarkung mit ihren weiten, von Hecken begrenzten Ackerbreiten, ihren buntblühenden Wiesen, der munter dahineilenden Glems mit ihren erlenbestandenen Ufern und dem bewaldeten Talhang keine botanischen Superlative bietet, ist sie doch unser Lebensraum. Es lohnt sich deshalb, auch die Pflanzen kennenzulernen, die diesen Raum mit uns teilen.

Walter Pflüger

oder zum Brunnenstock bei Haus Metzger, das wir seiner hohen Hausstaffel wegen «Staffelmetzger» nannten (das Haus wurde in den Sechzigerjahren abgebrochen, um einem Neubau Platz zu machen). Dort war kein laufender Brunnen, nur ein Brunnenstock und ein in Bruchhöhe angebrachtes Gestell zum Aufstellen des Gefäßes. Durch Betätigung eines eisernen Hebels nach unten begann das Wasser durch eigenen Druck zu fließen. Von dem Gestell aus konnte das gefüllte Gefäß verhältnismäßig leicht auf den Kopf gehoben werden, denn so ließ sich die Gölte, der Kübel, der Eimer am besten nach Hause tragen. Es war für die größeren Mädchen eine Ehrensache, ein solches Wassergefäß möglichst freihändig nach Hause zu tragen.

Eine Kanalisation gab es auch nicht. Regenwasser, Abwasser, manchmal auch Gülle (Jauche!) von einem überlaufenden Güllenloch floß in offenen Kandeln zu beiden Seiten der Straßen träge der Glems zu. Das waren natürlich im Sommer ideale Brutstätten für Fliegen und Schnaken, wenn auch die Enten mit Vorliebe mit ihren Schnäbeln die Kandeln durchsuchten. Auch Dungstätten fanden sich da und dort dicht neben der Straße, was auch mit dazu beitrug, daß im Sommer die Fliegenplage groß war.

Einen großen Respekt hatten wir vor den Gänsen, der sich erst verlor, als wir älter wurden und es gelernt hatten, den zischenden Tieren mutig entgegenzutreten. Es gab im Dorf einige böse Gänseriche, von denen wir eine Heidenangst hatten und oft laut schreiend davonrannten, wenn wir sie erblickten, denn die schlauen Tiere hatten ein feines Gefühl für ihre Überlegenheit und verfolgten uns zischend und flügelschlagend ein ganzes Stück Wegs. Beim Kirchhof, wo unsere gute Gretlesbas, die Schwester unseres Vaters, wohnte, trieb jahrelang ein solch böser Gänserich sein Wesen und wenn wir der Base einen Besuch machen wollten oder etwas auszurichten hatten, schauten wir erst angstvoll nach dem Bösewicht aus und kehrten schleunigst wieder um, wenn er um den Weg war. Später, als unsere Kraft und damit auch unser Mut gewachsen waren, wick auch unsere Gänsefurcht und als wir es dann gelernt hatten, einem angreifenden Gänserich entgegenzutreten, ihn beim Hals zu packen und einigemal im Kreise in der Luft herumzuschlenkern, merkten es sich die schlauen Tiere sehr rasch, daß sich nun der Wind gedreht hatte und gingen uns scheu aus dem Wege oder streckten nur noch hinterher den Hals gegen uns aus. Gelegentlich erlebten wir auch das Schauspiel eines heftigen Streites zweier Gänsecharen, der unter lautem Geschrei ausgefochten wurde.

Fortsetzung folgt